



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

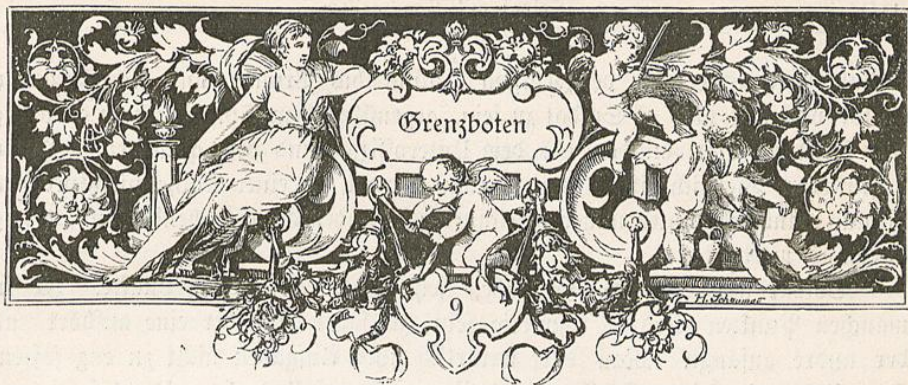
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Soldat und Schulmeister

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Soldat und Schulmeister



Soldat und Schulmeister! Schon diese Überschrift wird manchem Leser die Unbefangenheit nehmen. Ich höre schon die murrende Frage: Warum nicht Schulmeister und Soldat? Gewiß, auch so könnte die Überschrift lauten, denn keiner wird Soldat, wenigstens heutzutage in unserm Vaterlande, der nicht vorher unter der Fuchtel des Schulmeisters gestanden hätte. Aber ich frage dagegen: Wer war früher? der Schulmeister oder der Soldat? Wahrscheinlich wird es heißen müssen: der Soldat, und damit mag der Wortlaut der Überschrift gerechtfertigt sein. Aber ich höre weiter fragen: Warum das Wort „Schulmeister“? Nun, weil ich darin die Bezeichnung finde, die viel deutlicher ausdrückt, was mir vor der Seele steht, als wenn ich „Lehrer“ sagte oder gar das fremde Wort „Pädagog“ gebrauchte, das die Schulmeister selbst mit besonderer Vorliebe gebrauchen. Wer ein Meister in der Schule ist — vor dem den Hut ab! Das Wort sollte den übeln Beigeschmack, der ihm nach dem Sprachgebrauch jetzt anhaftet, gar nicht länger tragen; unsre Sprache hat keinen Ausdruck, der besser anzuwenden wäre, um die Achtung vor dem Stande durch die Benennung zu bezeichnen. Soviel, um etwaigen irrigen Schlüssen aus der Fassung der Überschrift vorzubeugen.

Und nun noch eine Erwiderung auf einen Einwurf, den gewiß mancher im stillen macht. Wer urteilt hier über das Verhältnis von Schulmeister und Soldat? Ist es ein Soldat? Ist es ein Schulmeister? Das Urteil wird in jedem der beiden Fälle einseitig und darum schief ausfallen. Ohne Anmaßung: ich glaube, ein zutreffendes Urteil in dieser Sache fällen zu können; bin ich doch jahrelang Soldat und Schulmeister zu gleicher Zeit gewesen und bin beides in gewissem Sinne noch heute. Ich habe selbst mit der Waffe in der Hand gedient, ich habe jahrelang wöchentlich zehn Stunden an einer

Schule unterrichtet, in den Klassen Quinta bis Prima; und als Soldatenpastor vollends galt es Soldat zu sein, gegenüber dem Soldaten hoch an Rang und Stellung nicht minder, als dem Unteroffizier und dem gemeinen Soldaten gegenüber. Vielleicht ist es mir darum erlaubt, in einer Sache mitzusprechen, die aus mancherlei unten näher bezeichneten Gründen der eingehenden Erörterung durchaus wert ist.

Soldat und Schulmeister haben sehr viele Berührungspunkte. Ja in manchen Punkten wird es schwierig sein, zu sagen, wo der eine aufhört und der andre anfängt. Man darf natürlich ihre Aufgaben nicht zu eng fassen. Der Soldat in seiner Stellung als Vorgesetzter soll doch nicht bloß ein gewisses Maß von Fertigkeiten in die Truppe hineinarbeiten, sondern er soll sie für Leben und Dulden und Kämpfen erziehen. Und der Schulmeister soll doch nicht bloß eine gewisse Menge von Kenntnissen in die Köpfe bringen, sondern er soll für das Leben und seine Arbeiten und Kämpfe erziehen. Darin liegt das Gemeinsame von beiden. Wenn ein Schulmeister, der seine Klasse von sechzig Jungen in bester Ordnung hat, unsre Achtung in hohem Maße verdient, sollen wir sie etwa dem Hauptmann, der hundertundfünfzig Männer im Alter von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren ebenfalls in guter Zucht und Ordnung hält, nicht auch zu teil werden lassen? Wenn vorher der Schulmeister seine Pflicht gethan hat, so merkt das der Hauptmann, und stehen die Schützenlinien des Offiziers im feindlichen Feuer, ohne zu wanken, so ist das auch mit ein Verdienst des Schulmeisters, der den Geist der Vaterlandsliebe, des Gehorsams und der Pflichttreue seinen Jungen einzupflanzen gewußt hat. Wo davon der Hauptmann gar nichts in den Rekruten vorfindet, da sieht es traurig aus um seine Kompagnie; er steht vor einer unerfüllbaren Aufgabe. Diese einfache Erwägung legte dem Fürsten Bismarck die berühmte Äußerung in den Mund: Der preussische Schulmeister war es, der die Schlacht bei Königgrätz gewonnen hat, ein Wort, das unheilvoll gewirkt hat, weil es nicht richtig verstanden wurde. Auf der einen Seite schien es den Ruhm denen zu nehmen, die ihn mit ihrem Blut erkämpft, auf der andern Seite schien es ihn denen zu geben, die ihn nicht verdient hatten; dort regte sich Unzufriedenheit, hier Dünkel, eins so schlimm wie das andre. So wahr das Wort ist, vielleicht wäre es besser im Busen tief begraben geblieben. Sollte doch alles vermieden werden, was irgend dazu beiträgt, zwei so wichtige Stände wie den des Soldaten und des Lehrers gegen einander einzunehmen.

Was ist vor dem Ausland unser größter Ruhm? Die Tüchtigkeit unsers Heeres und unsrer Schule, die Schärfe unsrer Waffen, wie sie Soldaten und Männer der Wissenschaft führen; und die Männer der Wissenschaft sind zum größten Teile Schulmeister, da zu ihnen im weitern Sinne eben auch die Professoren gehören, die vor der akademischen Jugend lehren. Zum Ruhme dieser Männer, einschließlich — es sei das noch besonders gesagt! — der Volksschullehrer

und der Unteroffiziere, braucht kein Wort gesagt zu werden; er steht in der Geschichte über jeden Zweifel erhaben da. Aber ohne Zweifel ist eine gewaltige Kluft vorhanden, die sich gerade zwischen diesen beiden Ständen trennend öffnet. Was mag das für Ursachen haben? Innere Gründe können es nicht sein. Des Vaterlandes Wohl, des Volks Erziehung ist beider gemeinsame große und wichtige Aufgabe. Aber wer wollte bezweifeln, daß Gegensätze vorhanden sind! Man denke nur, um bei den niedern Schichten zu beginnen, an den entschieden vorhandenen Gegensatz zwischen dem Unteroffiziersstand und dem Stande des Volksschullehrers. Es ist heutzutage geradezu eine Plage für die Zeitungsleser, aller Augenblicke von Mißhandlungen zu lesen, die von Unteroffizieren den Schulmeistern zugefügt werden, die ihrer Dienstpflicht genügen. Sicher kommen derartige Übergriffe vor, denn das vaterländische Kriegsheer ist bei noch so großer Vollkommenheit seiner Einrichtungen doch eben eine menschliche Einrichtung, und so lange menschliche Einrichtungen bestehen, werden sie an Unvollkommenheit leiden. Also Mißhandlungen, oder sagen wir lieber Übergriffe — denn es handelt sich doch in den allerseltensten Fällen um mehr als Schimpfworte — kommen im Heere vor und werden darum auch Volksschullehrern im Soldatenrocke gegenüber Anwendung finden, aber wahrscheinlich weniger als andern Soldaten gegenüber. Jeder Regimentskommandeur wird besonders sorgfältig das Personal auswählen, dem die Ausbildung der Schulmeister übertragen wird, denn er kennt seine Pappenheimer; er weiß, daß ein einziges unbesonnenes Wort des Offiziers, der für die Befichtigung drillt, hier besonders schwer wiegt; und ein Bericht — natürlich gehörig gefärbt, d. h. entstellt — in der soldatenfeindlichen Presse, wie unangenehm oft für den Regimentskommandeur! Es steckt wirklich nicht viel dahinter, aber es sieht sehr böse aus, denn es ist gehässig dargestellt. Aus der Mücke ist ein Elefant geworden. Ein einzelner Fall wird verallgemeinert, das allerschlimmste bei der Sache. Und das haben wieder, so heißt es, auch wenn seit Menschengedenken kein ähnlicher Fall im Truppenteil vorgekommen ist, die ver Schulmeister gethan! Ist ein schuldiger Unteroffizier da, so wird er vom Oberst, der sich geärgert hat und „ein Exempel statuiren“ will, scharf bestraft. Das macht böses Blut. Wehe den Schulmeistern, die im nächsten Jahre wieder die Garnison beglücken. Kein Wort fällt, das verboten ist, aber der Dienst wird ihnen höllisch sauer gemacht. Und die Schulmeister nehmen aus dem Heere Bitterkeit, ja Haß in ihre Schulen und Lehrerkonferenzen mit hinaus — eine böse Saat! Und das ist ein Spiel, das nun seit Jahren geht und nachgerade einen wirklichen Riß zwischen dem Stande der Unteroffiziere und dem der Volksschullehrer geschaffen hat. Die größte Schuld liegt hier entschieden an der gewissenlosen Presse, die von — sagen wir getrost — gewissenlosen Lehrern genährt wird.

Ein Zug aus dem Leben sei hier berichtet. Im Sommer 1879 exerzierte

ich in Breslau auf dem Platze vor dem königlichen Palais. Ein Unteroffizier drückte gleichzeitig die Schulmeister. Wir standen im Rühren und sahen den Kameraden zu. Da entschlüpfen einem sonst wirklich vortrefflichen Unteroffizier die Worte: Hätte ich ein einziges mal die Schulmeister, wie wollte ich die schleifen! Ich fragte: Warum gerade die Schulmeister noch mehr, als das schon andern geschieht? (Als Einjährigfreiwilliger, der Unteroffiziersdienste that, konnte ich mir die Frage erlauben.) Es folgte ein Augenblick des Stuhens, der Gefragte suchte sichtlich nach einem stichhaltigen Grunde, dann kam die außerordentlich befriedigende, den Gegenstand völlig erschöpfende Antwort: Nun weil sie Schulmeister sind! Dieser Unteroffizier ist in seiner Anschauung unzählig oft vertreten. Daß es so ist, ist ein Unglück und läßt sich nicht mit einem Schlage ändern; aber die Schuld liegt hauptsächlich an einer, man kann fast sagen, geßiffentlich getriebnen Verhezung. Die Kosten trägt der Lehrersstand, und weil seine Leistungsfähigkeit ein Grundpfeiler des Vaterlandswohles ist, in letzter Linie das Vaterland.

Aber reicht der erwähnte Gegensatz nur hinauf bis zum Feldwebel und zum Volksschullehrer, oder ist er auch vorhanden in dem Verhältnis zwischen Offizier und akademisch gebildetem Lehrer? Leider ja! Und vielleicht ist das in unsern Tagen als größeres Übel zu betrachten, als der Gegensatz in den entsprechenden niedern Stellungen.

Ein berechtigter Grund für solchen Gegensatz dürfte auch hier nicht vorhanden sein. Schon darum nicht, weil auch hier zutrifft, was schon allgemein ausgesprochen wurde; denn der Offizier und der akademisch gebildete Lehrer sind in hervorragendster Weise Erzieher gerade derer, die doch am allerersten die staatszerhaltenden Glieder sein sollen.

Es kann und wird wahrscheinlich erwidert werden, ein solcher Gegensatz sei nicht vorhanden. Aber man täusche sich ja nicht! Immer wird es ja einzelne geben, die in beiden Ständen, die Allgemeinheit überragend, solchen Gegensatz für sich nicht gelten lassen. Aber die Ausnahme bestätigt nur die Regel. Am meisten fällt es in die Augen, daß Offizier und akademisch gebildeter Lehrer gesellschaftlich einander so gut wie gar nicht berühren. Man denke beispielsweise an die Geselligkeit, wie sie sich heutzutage in einer mittlern Garnisonstadt gestaltet. Findet da, sei es im Kasino der Offiziere oder in dem der Zivilgesellschaft, eine gemeinsame Festlichkeit statt, so sind sicherlich am allerwenigsten — meist gar nicht — die Lehrer der höhern Schulen dabei vertreten. Regierungs-, Forst-, Verkehrs-, Gerichts-, Baubeamte, Ärzte, Kaufleute sind da; warum fehlt der akademisch gebildete, also auf gleicher Bildungsstufe wie die erwähnten Beamten stehende Lehrer? Der Grund mag häufig das liebe Geld sein, sie habens nicht dazu; aber noch häufiger ist er darin zu suchen, daß sich der akademisch gebildete Lehrer in den Offizierskreisen nicht wohl und behaglich fühlt. Er weiß, daß in diesen Kreisen seine Stellung,

um diesen Ausdruck zu gebrauchen, nicht für „voll“ angesehen wird. Leider kann hier der Offizier nicht von Schuld freigesprochen werden. In welchem Ton bei jüngern Leuten vom „Pauker“ gesprochen wird, weiß jeder, der auch einmal zu diesen „jüngern Leuten“ gehört hat, aus eigener Erfahrung. Das studentische Wesen ragt in dieser Beziehung hinein in das Leben des jungen Juristen, Arztes u. s. w., aber es dürfte nicht hineinragen in das Leben von Offizieren, die es schon bis zum Hauptmann und Major gebracht haben; denn haben sie es da noch nicht abgelegt, so werden sie es nie los.

Wie jener vorhin erwähnte Unteroffizier den Dorfschullehrern gegenüber dachte, so jener Major — ich denke auch hier an einen bestimmten selbst erlebten Fall —, der, als er seinen Platz an der Festtafel zu Kaisers Geburtstag suchte, sich neben den Gymnasialdirektor gesetzt fand und sagte: „Neben dem A. . . . pauker kann ich doch nicht sitzen!“ Er sagte es freilich nur scherzweise zu einem Kameraden, mit dem er eben beim Frühschoppen aus reinem Patriotismus einen guten Schluß genommen hatte; aber — in vino veritas! — das Wort bezeichnete doch deutlich, was das Herz dachte.

Hier liegt das Unrecht aufseiten des Offiziers. Und ebenso wenn von ihm der Gymnasiallehrer für Verhältnisse verantwortlich gemacht wird, die er nicht verschuldet, und die zu ändern ihm gar nicht möglich ist, ja unter denen auch er empfindlich zu leiden hat. Es handelt sich hier um gewisse Übelstände im höhern Schulwesen, die sich am unangenehmsten gerade dem Offizier bemerkbar machen. Die höhern Lehranstalten sind sehr verschieden in ihren Einrichtungen. Man denke nur z. B., daß ein Offizier mit vier oder fünf das Gymnasium besuchenden Söhnen aus dem Norden des Vaterlandes nach dem Süden versetzt wird. Bisher hatte für die Jungen das Schuljahr zu Ostern angefangen, jetzt liegt der Anfang Mitte September. Vier Jungen verlieren je ein halbes Jahr. Nach einer Reihe von Jahren — sagen wir nach vier Jahren — wird derselbe Offizier wieder nach einer Garnison im Norden versetzt. Derselbe Übelstand! Außerdem mußten beidemale vielleicht für 100 bis 150 Mark neue Lehrbücher angeschafft werden. Ein nicht besonders befähigter Junge kam in den neuen Verhältnissen überhaupt nicht mit fort. Da giebt es Ärger über Ärger in der Familie. Und wer trägt die Schuld? In Wirklichkeit die freilich sehr der Verbesserung bedürftigen Einrichtungen; aber der erbitterte Vater schiebt sie der Lehrerschaft in die Schuhe. Im Kasino wird das mit den Kameraden besprochen; die haben zum Teil dieselben Erfahrungen gemacht. Die Sache wird vielleicht noch etwas schwärzer dargestellt, als sie ist. Der arme Lehrer ist an allem Unheil schuld!

Und nun gar wenn die leidige Privatstundenangelegenheit mit hineingezogen wird! Ein Junge kann vielleicht noch das Ziel erreichen, wenn er die Stoffe, die bereits durchgenommen worden sind, als er noch nicht anwesend war, bis zu einem bestimmten Zeitpunkte nachholt. Das kann er aber nur

unter Anleitung eines Sachverständigen. Der Direktor empfiehlt den Klassenlehrer für diese Stunden, und die Stunde ist mit je drei Mark zu bezahlen. Haben die Stunden Erfolg, so mag es noch hingehen; bleibt aber der Junge doch sitzen, so fällt manches harte Wort gegen den vielleicht ganz schuldlosen Lehrer. Der Preis von drei Mark für eine Privatstunde ist keineswegs zu hoch. Man denke doch, was dem Rechtsanwalt, dem Arzt eine Stunde Arbeit einträgt! Kennt der Offizier den Preis zu hoch, so drückt er dadurch den Stand des Gymnasiallehrers herab. Vielleicht erscheint das als eine Kleinigkeit; aber genau so gestalten sich nur zu oft die Verhältnisse, sodaß sich tatsächlich dadurch ein Riß bildet, der doch zwischen den beiden in Frage kommenden Ständen nicht vorhanden sein sollte.

Ob es nicht zum Heil des Lehrerstandes wäre, wenn den Lehrern Privatstunden ganz verboten würden, soll hier nicht erörtert werden. Aber dieser Punkt bringt uns auf die Geldfrage. Und sie ist hier der nervus rerum, wie so oft. Offizier und akademisch gebildeter Lehrer würden sich nicht so häufig fremd sein, sich besser verstehen, wenn die Besoldung des Lehrers besser wäre. Ein Lehrer ohne eignes Vermögen kann mit dem Offizier nicht gesellig verkehren, weil der Offizier bei seiner Geselligkeit zu hohe Ansprüche macht. Das ist ein Krebsgeschaden in der heutigen Gesellschaft. Das unleugbar vorhandne eckige Wesen vieler Lehrer als Folge davon, daß sie selten eine Reise machen, wenig oder keine Geselligkeit pflegen können, die sie mit Vertretern andrer Stände in Berührung brächte, die daraus folgende Unbeholfenheit, ja sogar die nicht seltene Nachlässigkeit im Äußern hängt meist mit der niedrigen Besoldung zusammen. Hier sind Schäden vorhanden, die, je länger sie dauern, um so größer werden müssen. Ein Auseinandergehen von Elementen, die zusammengehören, ist immer gefährlich.

Wer kann es bessern? Die Beteiligten selbst, aber nur wenn der Staat kräftig hilft. Unsere Parlamentarier haben leider nicht Zeit genug, sich mit solchen Dingen, die sie vielleicht ungerechterweise untergeordnete Dinge nennen, zu beschäftigen. Aber sie müssen auf solche Schäden hinweisen. Gelingt es nicht, beim erstenmale dafür Interesse zu erwecken, dann vielleicht beim zweiten oder dritten. Aber Schweigen ist hier nicht einmal Silber, Reden sicherlich Gold.

Wohl im Bewußtsein der schroffen Scheidewand, die verkehrterweise den Lehr- und den Wehrstand von einander trennt, hat man mit bitterm Hohn den jüngst im Militärwochenblatt gemachten Vorschlag begrüßt, diese beiden Stände wenigstens in ihren untern Schichten einander näher zu bringen. Das genannte Blatt verlangt die Wiedereinführung der unter Friedrich dem Großen geübten Sitte, die Lehrer, vor allem die an Landschulen, aus gedienten Unteroffizieren zu nehmen. Namentlich aus Lehrerkreisen ist diesem Vorschlage bitterer Spott entgegengebracht worden. So besonders durch die Preu-

ßische Lehrerzeitung. Diese weist auf die Kabinettsordre von 1779 hin, der zufolge solche Invaliden, „die lesen, rechnen und schreiben konnten,“ als Schulmeister auf dem Lande angestellt werden sollten, und erzählt, daß 1844 Friedrich Wilhelm der Vierte durch Kabinettsordre vom 16. Mai dem Unteroffizier Krohn Urlaub erteilt habe, damit es ihm möglich sei, in einem Seminar zu hospitiren; auch seien die Behörden ermächtigt, andre Unteroffiziere, „die zwölf Jahre dienen und wenn sie für das Schulamt Neigung und Fähigkeit zeigen,“ zu diesem Zwecke zu beurlauben. In einem der ernstesten Töne durchaus unangemessenen Tone sagt die genannte Zeitung dann wörtlich: „Diese Unteroffiziersschulmeister hatten in der That große Vorzüge: erstens war keine Gefahr vorhanden, daß sie den Kindern überflüssige reglementswidrige Bildung beibringen würden; zweitens brauchte Geheimrat Eilers (die rechte Hand des Ministers) nicht zu fürchten, daß sie die »destruktiven Elemente der Presse« vermehren würden, wie die »seminarisch gebildeten Schulmeister mit Nr. 1«; drittens waren sie in ihren Gehaltsansprüchen bescheiden; und endlich waren diese Leute gewöhnt, nur den einen Ausdruck zu haben: »Zu Befehl!« Mit dieser Maßregel schien also endlich die Schulfrage glänzend gelöst zu sein!“ Wie traurig, daß so etwas in einer Zeitung stehen kann, die sich Preussische Lehrerzeitung nennt! Welch grenzenloser Dünkel spricht hier aus jedem Worte! Wäre das der Geist des gesamten preussischen Volksschullehrerstandes, es sähe wahrlich traurig aus um die Zukunft unsers Vaterlandes; wir wären sicher viel eher auf dem Wege nach einem neuen Sina als nach Ehrentagen wie Königgrätz oder Sedan! Männern, die so denken wie die Herausgeber der genannten Zeitung, muß ohne weiteres die Fähigkeit abgesprochen werden, vaterländische Geschichtsstoffe vor Schülern der Volksschule zu behandeln.

Mag jener Vorschlag des Militärwochenblattes zuerst vielleicht befremdlich angemerkt haben, Ausführungen wie die der erwähnten Lehrerzeitung können nur dazu veranlassen, daß nunmehr in ernsteste Erwägung gezogen wird, ob nicht doch vielleicht der Unteroffiziersstand geeignetes Material abgibt, den Volksschullehrerstand gründlich umzugestalten.

Es verrät eine vollständige Verkennung unsers Unteroffiziersstandes, wenn behauptet wird, in ihm seien keine Elemente vorhanden, die zum Volksschullehrer tauglich wären. Wer selbst Soldat gewesen ist und das Glück gehabt hat, unter einem Feldwebel zu dienen, der es verstand, seine vielen Pflichten gehörig zu erfüllen, wird nicht ohne hohe Achtung von diesen Männern sprechen. Die Zeiten sind längst vorüber, wo der leichte Dienst hatte, der am häufigsten bei der Frau Feldwebel mit einer großen Wurst „antanzte,“ wie doch — zur Ehre der Volksschullehrer wollen wir es annehmen — die Zeiten ebenfalls vorüber sind, wo der Junge am besten abschnitt, der die gleiche Rolle der Frau des Lehrers gegenüber spielte.

Daß unsre Unteroffiziere zum größten Teil die sittliche Tüchtigkeit haben,

die für das Amt des Lehrers die unerläßlichste Forderung ist, kann nicht bezweifelt werden. Freilich muß in Frage gestellt werden, ob das Maß ihrer Kenntnisse ausreicht. Das wird oft nicht der Fall sein. Der Unteroffizier selbst und sein Kompagniechef werden gewiß meist hierüber ein richtiges Urteil fällen und bei mangelnden Kenntnissen das Streben nach einem Amt als Lehrer von vornherein als aussichtslos erkennen. Aber auch der, der sich für ein solches Amt eignet, wird leicht zu erkennen sein. Zu allererst wird die Handschrift, die Fähigkeit, sich in der deutschen Sprache schriftlich gut auszudrücken, das Alter und die früher genossene Schulbildung in Betracht zu ziehen sein. Öfter, als man allgemein denkt, findet man unter den Unteroffizieren solche, die das Gymnasium bis zur Sekunda zurückgelegt haben. An musikalischer Bildung sind unstreitig viele Unteroffiziere, die in der Regimentsmusik gedient haben, dem Lehrer überlegen. Vor allem muß bedacht werden, daß die Unteroffiziersvorschulen und Unteroffizierschulen einen Unterricht geben, der entschieden eine spätere Verwendung des Unteroffiziers als Lehrer zuläßt. Gerade die aus solchen Schulen hervorgegangnen Unteroffiziere wären als künftige Lehrer ins Auge zu fassen; denn sie sind auch nach zwölfjähriger Dienstzeit oft noch lange nicht dreißig Jahre alt. Ein Seminarkursus von der Dauer eines Jahres, zu dem nach sorgfältiger Prüfung natürlich nur wirklich befähigte zuzulassen wären, könnte bei genügender Vorbildung und wirklichem Eifer der Lehrenden und Lernenden tüchtige Volksschullehrer aus Unteroffizieren schaffen. Die Hauptsache müßte hier die Praxis des Unterrichts sein; die Kenntnisse dürften nur ergänzt werden.

Die Frage, wie die vielen Unteroffiziere, die ihren Versorgungsschein erdient haben, zu beschäftigen sind, ist eine brennende Frage, während der Mangel an Lehrern in vielen Gegenden groß ist. In Westpreußen, Posen, Oberschlesien, wo die deutsche Schule noch besonders große und wichtige Aufgaben zu lösen hat, müssen patriotische Männer als Lehrer wirken! Da würden sicher einstmalige tüchtige Unteroffiziere, die wirklich gelernt haben „zu Befehl!“ zu sagen und darnach zu handeln, viel segensreicher wirken als Männer nach dem Herzen der Preußischen Lehrerzeitung.

Und würde nach dem Urteil maßgebender Männer davon abzugehen sein, ehemalige Unteroffiziere im allgemeinen als selbständig dastehende Lehrer anzustellen, warum nicht an Schulen, wo mehrere Lehrer erforderlich sind, wenigstens für bestimmte Fächer! Wie schön ist oft die Handschrift eines Unteroffiziers, der jahrelang in einer Schreibstube geschrieben hat! Wie gediegen ist oft die musikalische Bildung, die ein tüchtiger Kapellmeister zu geben verstand! Wie tüchtig ist mancher Unteroffizier im Turnen! Und der Unterricht im Rechnen, sollte er für Schüler im zweiten oder dritten Schuljahr wirklich nicht von einem einstigen Unteroffizier erteilt werden können?

Die preußische Volksschule braucht sich ihrer Vergangenheit wahrlich nicht

zu schämen. Darum ist es falsch, wenn über den Schulmeister, der früher Soldat war, gespottet wird. Schulmeister und Soldat sind geborne Freunde, denn beide verfolgen ein großes Ziel. Daß sie entzweit sind, beruht auf Mißverständnissen. Möchten diese je eher je lieber als solche erkannt werden.

Wer diese Ausführungen liest, mag er sich nun zu denen rechnen, die wir mit dem ehrenvollen Namen „Schulmeister“ bezeichnen, oder zu denen, die den Rock des Königs tragen, der frage sich, ob er nicht auch mit seinen Standesgenossen einen Teil der Schuld trägt an dem Riß, der zwischen Lehr- und Wehrstand besteht, und nehme sich vor, das Seine dazu zu thun, daß sich dieser Riß nicht erweitere, sondern schließe. Er dient damit dem Vaterlande.



Zur Judenfrage



en kürzlich in diesen Blättern erschienenen Aufsatz „Juden und Judengenossen“ möchten wir noch durch einige Betrachtungen ergänzen.

Auch wir stellen die Thatsache an die Spitze, daß sich der hochachtbare nationalliberale Redner, der jüngst im preussischen Abgeordnetenhaus als Bekämpfer des Antisemitismus auftrat, zu dem Geständnis bequemen mußte: „Ich will nicht leugnen, daß eine gewisse Art antisemitischer Gesinnung sehr weit unter uns verbreitet ist; vielleicht in allen Parteien wird eine gewisse Abneigung gegen einzelne, besonders bei Juden wiederkehrende Eigenschaften nicht überwunden durch unzweifelhafte Vorzüge und Tugenden.“ Der Redner meinte aber, daß man solche Antipathien überwinden müsse, zumal da die Juden alles thäten, um an ihrer Besserung mitzuwirken, sie sich auch den Deutschen ganz besonders angeschlossen und an deren Ehre und Ruhm mitgearbeitet haben. Ein anderer, zu den Freisinnigen gehörender Redner sagte: „Seit Moses Mendelssohns Zeit ist es das Bestreben der Juden, deutsch zu sein. Sie wollen deutsch sein und nur an ihrem Bekenntnis festhalten. Können Sie behaupten, die jüdische Religion widerspreche unsrer modernen Kultur und Sittlichkeit? Das ist unmöglich.“ (Wir entnehmen diese Ausführungen den Berichten der Nationalzeitung.)

Richtig in diesen Bemerkungen ist, daß das Emporkommen der Juden, das zu ihrer heutigen Stellung geführt hat, aus der Zeit Moses Mendelssohns, d. h. aus der Periode der sogenannten Aufklärung datirt. Durchdrungen von dem „Humanitätsprinzip“, aber ohne jedes nationale Bewußt-